

Grüne stürmen in der Islamdebatte voraus

Die Partei regt eine eidgenössische Form der Anerkennung an

Bern In der Islampolitik überholen die Grünen die Sozialdemokraten links. Die Partei fordert jetzt, dass muslimische und andere Religionsgemeinschaften in allen Kantonen die Möglichkeit erhalten, vom Staat anerkannt zu werden. Zudem ziehen sie eine eidgenössische Form der Anerkennung in Betracht. Mit einem Vorstoss im Nationalrat wollen sie die landesweite gleichberechtigte Anerkennung aller Religionsgemeinschaften erzwingen.

Die Anerkennung ist heute Sache der Kantone. Die Grünen kritisieren, dass die Regelungen von Kanton zu Kanton unterschiedlich sind. In einigen Kantonen sind staatliche Anerkennungen von Religionsgemeinschaften neben den christlichen Landeskirchen nicht einmal vorgesehen. «Diese Ungleichheit ist diskriminierend», sagt die grüne Nationalrätin Irène Kälin. Im Vorstoss fordern die Grünen deshalb fürs Erste einen Bericht vom Bundesrat. Darin soll die Regierung aufzeigen, wie die kantonalen Differenzen beseitigt werden können – und ob allenfalls eidgenössische Formen der Anerkennung zu prüfen sind.

Forderung nach «Schweizer Islam» sei absurd

Bei der SP gibt es bis jetzt keinen Vorstoss, erst ein Diskussionspapier. Erörtert wird es diesen Monat an einer parteiinternen Tagung zum Thema Islam. Im Gegensatz zu den Grünen fordert das SP-Papier die Anerkennung für muslimische Gemeinschaften nur in denjenigen Kantonen, in welchen



«Fokus auf Islam ist zu einseitig: Grüne Politikerin Irène Kälin Foto: Key

eine staatliche Anerkennung von Religionsgemeinschaften bereits besteht. Von einer eidgenössischen Anerkennung ist keine Rede.

Die Grünen stört es, dass SP-Chef Christian Levrat explizit einen «Schweizer Islam» verlangt. «Einen solchen gibt es nicht», sagt Kälin. Es gebe nur Muslime mit Schweizer Pass. «Es ist absurd, wenn ein Land wie die Schweiz bestimmen will, welche Form des Islam die richtige ist.» Beim Christentum habe der Staat auch unterschiedliche Richtungen anerkannt. Im Weiteren ist für Kälin im SP-Papier der Fokus auf den Islam zu einseitig. «Es gibt auch Buddhisten und Hindus in der Schweiz, die Bedürfnisse haben und von der Ungleichheit bei der Anerkennung betroffen sind.»

Grundsätzlich stellen sich die Grünen aber wie die SP auf den Standpunkt, dass durch die Anerkennung das Zusammenleben, die Transparenz und das Vertrauen verbessert werden können. «Eine staatliche Anerkennung hilft viele Probleme zu lösen», sagt Kälin. Sie hat eine Masterarbeit zum Thema Anerkennung von muslimischen Gemeinschaften geschrieben. Adrian Schmid

Liturgischer Tourismus

Priester aus Indien, Polen und afrikanischen Ländern helfen derzeit der katholischen Kirche aus. Reformen geraten dadurch ins Stocken



Unter der Woche im Kloster, am Wochenende in der Kirche: Der Kapuziner George Francis Xavier kam 2010 aus Indien in die Schweiz

Fabienne Riklin (Text)
und Stefano Schröter (Foto)

Luzern Eine kastanienbraune Kutte mit einer spitzen Kapuze wollte er tragen und um die Hüften eine weisse Kordel. Denn Bruder George Francis Xavier aus dem indischen Kerala wollte nichts anderes als Kapuziner werden. Dass ihn seine Berufung bis nach Luzern führt, hätte sich der 41-Jährige nie erträumt.

Bruder George ist kein Einzelfall. Ausländische Gottesmänner sind gefragt, denn in der Schweiz mangelt es an Nachwuchs. Noch rund 1000 katholische Priester gehören einem Bistum an – vor 25 Jahren waren es über 2000. Und die Zukunft sieht düster aus. Die meisten Kirchenmänner sind zwischen 70 und 80 Jahre alt. Das zeigen neue Untersuchungen des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts (SPI) in St. Gallen.

Die katholische Kirche reagiert auf diese Entwicklung wie ein Wirtschaftsunternehmen: Sie importiert Fachkräfte. Auf der Welt gibt es etliche Länder, in denen der katholische Glaube lebendiger ist als in der Schweiz. Länder, in denen es zu viele Geistliche gibt statt zu wenige. Polen ist so ein Land, Nigeria, vor allem aber: Indien.

Ohne Hilfe scheitert die Zusammenarbeit

Als Bruder George 2010 von Kerala ins beschauliche Kloster Wesemlin kam, war das für ihn ein Schock. «In Indien war alles anders – ausserhalb und innerhalb der Kirche», sagt er. Doch der Kapuziner hatte Glück. Er ist ein Ordensmann. Seine Mitbrüder nahmen ihn unter ihre Fittiche. Er verbrachte die erste Zeit oft im Konvent. Probierte Fondue, las von Wilhelm Tell, lernte Pünktlichkeit. Und Abfall zu trennen.

Die katholische Kirche ist eine Weltkirche, internationaler Austausch gehörte immer zu ihr. Doch ist dieser «liturgische Tourismus», wie er kirchenintern genannt wird, sinnvoll? Jeder fünfte Priester in der Schweiz stammt heute bereits aus dem Ausland. Insgesamt 290 Gastarbeiter Gottes kämpfen hierzulande gegen die Säkularisierung an. Nur: Können sie das? Sind die kulturellen Gräben nicht zu tief? Funktioniert die Kommunikation?

Ein Pfarrer ist weit mehr als der Zeremonienmeister am Sonntag. Er ist auch Seelsorger, eine Vertrauensperson für Menschen in Not. Er ist Zuhörer, Therapeut, Trostspender. Im Bistum St. Gallen beispielsweise wird deshalb lange nicht jeder Bewerber aus dem Ausland angestellt. «Wir lehnen mehr Interessenten ab, als wir aufnehmen», sagt Generalvikar Guido Scherrer.

Wichtigste Voraussetzung für eine Einstellung: die Sprache. «Ein Priester muss nicht nur die Messe feiern können. Für die Arbeit in den Gemeinden braucht es weit mehr.» Das Niveau C1 – fachkundige Sprachkenntnisse – sei zwingend. Ebenfalls durchlaufen alle eine zweijährige Einführung in die hiesigen Sitten, Bräuche, Kulturen – je nach Vorkenntnissen dauert diese zwischen 3 und 16 Kurswochen. Vieles ist fremd, manches ungewohnt. Das duale Kirchensystem, der Wohlstand, die flache Hierarchie in den Gemeinden, die Stellung der Frau. Und besonders: Ein Kirchenmann ist in der Schweiz längst kein Halbgott mehr.

Bruder George lebt bescheiden und ist wissbegierig. In Luzern absolviert er ein Zweitstudium in Kultur- und Sozialwissenschaften. Ausserdem besuchte der Kapuziner Vorlesungen zum Schweizer Politiksystem, zur Demokratie, zu Genderthemen. Heute ist er überzeugt: «Das müsste für alle Geistlichen aus dem Ausland Pflicht sein.»

Nur noch ein kleiner Akzent lässt auf seine Herkunft schliessen und natürlich sein Erscheinungsbild: langes, schwarzes Haar, am Nacken zusammengeknotet, jugendliches Lachen. Bruder George gehört seit zwei Jahren offiziell den Schweizer Kapuzinern an, ist der jüngste Ordensbruder. Die Integration ist bei ihm geglückt.

Das gelingt aber längst nicht allen. In einer Gemeinde in Solothurn herrscht derzeit Stunk, weil der nigerianische Pfarrer angeblich zu oft Spenden für seine Heimat sammelte, und im Kanton Glarus beschwerten sich Gläubige, weil sie den Kirchenmann aus Indien nur mit Mühe verstünden.

Untersuchung zeigt: Der Import von Priestern löst das Problem nicht

Hansruedi Huber vom Bistum Basel kennt solche Schwierigkeiten. «Klappt die Inkulturation nicht, scheitert die Zusammenarbeit», sagt Huber. Im Alltag würden sich nur wenige ausländische Priester für Leitungsaufgaben eignen. Zu diesem Schluss kommt auch Bruder George – trotz seiner Herkunft, oder vielleicht gerade deshalb. Er hat sogar seine Masterarbeit zum Thema geschrieben. Sie ist soeben erschienen und trägt den Titel «Ausländische Priester und ihre Tätigkeit in der Schweiz: Liturgie-Tourismus oder Rück-Missionierung?» Das Fazit: Ihr Einsatz angesichts des Priestermangels ist «Pflasterli-Politik». «Es ist kein Zukunftsmodell, sondern eine Notlösung», schreibt Bruder George.

Zu häufig sei das Geld die Motivation oder die Wieder-Missionierung. Ganz nach dem Motto: Früher habt ihr uns den Glauben gebracht, heute bringen wir ihn euch zurück. «Das funktioniert aber nicht», sagt der Kapuziner. Im schlimmsten Fall, wenn der ausländische Priester zu konservativ sei, würden sich die Gläubigen von der Kirche

abwenden. Die Hardliner unter den hiesigen Katholiken schreckt dies nicht ab. Im Gegenteil. Sie machen sich die Geistlichen aus dem Ausland zunutze. Denn: Wo sie eingesetzt werden, verlangsamten sich Reformen. Die Frage nach der Frauenweihe oder der Aufhebung des Zölibats wird ausbremsen.

Bruno Strassmann, Präsident des kirchlichen Reformvereins Tagsatzung, wehrt sich dagegen. «Die Kirche kann nicht ewiggestrigt bleiben. Es braucht strukturelle Reformen», sagt Strassmann. Sonst werde die Kirche zu einem kleinen Verein mit einer «heiligen Ideologie». Längst überholt sei die Unterscheidung zwischen Klerus und Laie. Insbesondere da heute nicht geweihte Theologen, Diakone und Pastoralmitarbeiter mehr als 40 Prozent aller Seelsorger stellen. Nur dank ihnen sind noch immer gleich viele Leute im Dienst Gottes wie vor fünfzig Jahren, zu den Hochzeiten des Katholizismus.

Eine Organisation, die Priester für einen Aufenthalt in der Schweiz holt, ist die Steyler Mission. Provinzial Stephan Dähler sieht die ausländischen Geistlichen, wenn sie gut eingeführt werden, auch als Chance. «Sie bringen oft eine ungewohnte Art des Feierns, Betens und der Freude am Glauben mit», sagt Dähler. Sie würden die Begegnung mit Menschen meistens höher werten als Sitzungen und Organisieren. «Das ist etwas, das unsere Gemeinde befruchten und Mut machen kann.»

Unter der Woche ist Bruder George im Kloster. An den Sonntagen hilft er in den Kirchen rund um Luzern aus. Anfeindungen oder Diskriminierung erlebt er selten. Lediglich ab und zu erhält er einen Brief oder eine E-Mail eines Gläubigen, in dem er gebeten wird, sich doch bitte stärker ans Messbuch zu halten. «Aber ich spreche halt gern frei», sagt er und schmunzelt.